

Die Liebe zum Schulbiotop

BZ 12.2.2000

Begehrt, beliebt und manchmal teuer:
Immer mehr Eltern schicken ihr Kind auf eine Privatschule

VON UNSERER REDAKTEURIN
PETRA KISTLER

Privatschule? Antoinette Klute-Wetterauer kennt die Reaktion: Naserümpfen – und der (meist unausgesprochene) Verdacht, das Kind sei zu dumm, um in einer ganz normalen öffentlichen Schule seinen Weg zu machen. Wobei „dumm“ auch durch renitent, rebellisch oder faul ersetzt werden darf. Vorurteile über Privatschulen gibt es viele.

Aber noch größer ist die Nachfrage: Eltern zahlen heute gerne einige hundert Mark im Monat, damit ihre Kinder in Privatschulen aufgenommen werden. Weil, wie sie meinen, in den Privatschulen die Lehrer ein bisschen jünger und ein bisschen engagierter sind. Weil dort keine Stunden ausfallen, weil noch Arbeitsgemeinschaften und Förderkurse angeboten werden. Weil die Klassen kleiner, das Niveau höher, die Ausstattung besser ist. Der Druck ist groß, der Ehrgeiz der Eltern enorm, wer im Wettbewerb ums beste Zeugnis mithalten will, zahlt: für Nachhilfe, für Privatschulen. Wer keine Zensuren, keine Zeugnisnot, keine Ehrenrunden will, zahlt auch. Gratis ist nur die pädagogische Staatskost, und die schmeckt immer weniger Eltern.

Sechs neue Klassen könnte Antoinette Klute-Wetterauer jedes Schuljahr für die Kleinen aufmachen, so groß ist in und um Freiburg der Andrang auf das private Montessori-Zentrum. „Das Kind steht bei uns im Mittelpunkt“, sagt die Schulleiterin, und weil es eben langsamere und schnellere, vertrautere und aufgewecktere Kinder gibt, sieht die Stundentafel Freiarbeit vor: Die Schüler können zwar nicht entscheiden, ob sie lernen, aber sie können sich aussuchen, was und wie sie lernen. Selbständig, aber in einem vorgegebenen Rahmen. Am Ende der Schulkarriere soll das Abitur stehen.

Ob Montessori-Pädagogik, Waldorfschulen oder konfessionelle Bildungsanstalten – immer mehr Eltern versuchen dem öffentlichen Schulwesen zu entgegen. Der Andrang auf die Privatschulen ist enorm: 150 Erstklässler bewerben sich jedes Jahr für die beiden privaten Montessori-Klassen in Freiburg, 50 werden genommen. „Klasse und Masse passt nicht zusammen“, sagt Frau Klute-Wetterauer. „Wobei ‘Klasse’ aber nicht pflegeleichte Schüler bedeutet.

Die Entwicklung ist eindeutig: Der Staat sorgt für die Grundversorgung. Wer mehr will, zahlt extra. Mehr, das

heißt zum Beispiel garantierte Unterrichtszeiten, Mittagstisch, Nachmittagsbetreuung, Hilfe bei den Hausaufgaben, Arbeitsgemeinschaften, Freizeitangebote. „Privatschulen bieten Module für viele Lebensformen an“, heißt es am Montessori-Zentrum. „Die Staatsschule richtet sich nur an die Durchschnittsfamilie.“ Die hat zwar Seltenheitswert, aber noch sind Privatschulen etwas, was sich in Deutschland wenige leisten. 530000 Schüler und Schülerinnen waren im Schuljahr 1998/99 auf einer Privatschule. Das entspricht gut fünf Pro-



Rudolf Steiner

zentum ist, verglichen mit den Niederlanden, Spanien, Dänemark oder Frankreich, ein verschwindend kleiner Anteil.

Wer zahlt, fordert auch Leistung. „Wir können unsere Schüler nicht einfach drei Stunden früher heimschicken“, sagt Andreas Büchler vom Pädagogikum in Baden-Baden, einer der ältesten nichtkonfessionellen Privatschulen im Land. Privatschulen demonstrieren Bildungsbürokraten und Schulpolitikern, dass es auch anders geht. Fremdsprachenunterricht von der ersten Klasse an, soziale oder landwirtschaftliche Praktika, Theatergruppen und Lyrikabende gehören zum Pensum, im Kollegium arbeiten Sozialarbeiter und Psychologen mit. „Früher wurden wir belächelt. Jetzt übernehmen die Staatsschulen viel“, sagt Büchler. Privatschulen sind der Motor in der Pädagogik.“

Die Schubkraft hat ihren Preis: 390 Mark pro Monat und Schüler kostet die Halbtagsbetreuung im Montessori-Zentrum, die Schulkantine geht extra, die Betreuung am Nachmittag kostet abermals 210 Mark. Waldorfschulen verlangen im Schnitt pro Schüler 200 Mark im Monat, Spenden sind allzeit erwünscht. Bis zum Abitur kommen da schnell 100 000 Mark Schulgeld zusammen.



Schule soll Spaß machen – dann darf sie auch ruhig etwas kosten.

FOTOS: IMO/BZ

Susanne M. ist dies nicht zu viel. Die Garantie, dass die Klasse nicht mehr als 24 Kinder haben wird, und die zuverlässige Betreuung überzeugten sie. „Ich kann es mir nicht erlauben, dass meine Tochter nach zwei Stunden Schule wieder vor der Tür steht.“ Susanne M. ist berufstätig – halbtags, die Schule macht dies möglich. Das entscheidende Wort sprach aber die Tochter: „In die Schule gehe ich nicht“, sagt die Sechsjährige selbstbewusst bei einem Schnupperbesuch in der Grundschule im Viertel.

„Die Leistung ist mir nicht so wichtig“, sagt Frau M. „Ich will, dass sie gern in die Schule geht.“ Nächstes Jahr kommt der Sohn in die Schule, wahrscheinlich auch ins private Schulbiotop. Chancengleichheit? „Natürlich sind wir privilegiert“, verteidigt sich die Mutter. „Aber es liegt nicht nur daran, weil wir uns die Schule leisten können. Hier sind die Eltern, denen Bildung wichtig ist, die sich drei Schulen anschauen, bevor sie sich entscheiden.“

Privatschulen sind Schulen für die progressive Mittelschicht

Trotz Stipendien für begabte Schüler, deren Eltern das nötige Kleingeld fehlt, trotz Staffelung nach Einkommen, trotz aller Beteuerungen, Privatschulen seien nicht automatisch Karriereschmieden – Ausländer- und Arbeiterkinder sind in Privatschulen kaum zu finden. „Wir haben keine Klassen, in denen 70 Prozent der Schüler Mühe mit der deutschen Sprache haben“, gesteht Schulleiter Büchler ein. „Aber wir haben eine gute Mischung von unterschiedlichen Schichten und wir sind international – unsere Schule besuchen Kindern aus 20 verschiedenen Nationen.“

Waldorfschulen waren einst als Schulen für Proletariatskinder gedacht. Der Alltag sieht etwas anders auf: Bei Elternabenden treffen sich gut situierte Rechtsanwälte, Lehrer von Staatsschulen oder Ärzte, ja selbst die bayerische Kultusministerin oder sozialdemokratische Schulbürgermeister schicken ihre Kinder am liebsten auf die Privatschulen. Waldorf ist bei der progressiven Mittelschicht „in“: Mehr als 170 Schulen gibt es mittlerweile in Deutschland.

Dabei haben viele Eltern keine oder wenig Ahnung, auf was sie sich eigentlich einlassen. „Überzeugte Anthroposophen? Das sind die wenigsten der Eltern“, sagt Walter Hiller, Geschäftsführer des Bunds der Freien Waldorfschulen in Stuttgart. Die Waldorfschule gibt es ohnehin nicht: Jede Schule ist eine Einheit für sich: eigenverantwortlich und selbständig, Rektoren gibt es nicht, das Kollegium entscheidet im Kollektiv – über Neueinstellungen, über Entlassungen, über pädagogische Wege: Da gibt es der Technik aufgeschlossene und wirklichkeitsferne „versteinerte“ Schulen. Und am Ende steht der Kompromiss: Kurz vor dem Abitur wird auch hier in konventioneller Manier gepaukt. Pädagogische Oase ja, aber der Hochschulzugang sollte dann doch sein.

Mit der Standfestigkeit der Eltern haben auch die konfessionellen Schulen so ihre Probleme. Mit 40 Schülern startete die Freie Evangelische Schule vor neun Jahren in Freiburg, heute sind es bereits 250. Überzeugte Christen sind höchstens ein Drittel der Eltern. Der große Rest wünscht sich vor allem eine individuellere Betreuung, kleine Klassen und verständnisvolle Pädagogen, bei denen auch Schulversager eine Chance be-

kommen. „Die Schüler sollen spüren, dass ihr Wert als Mensch nicht von ihrer Leistung abhängt“, sagt Paul Schlosser, mit 47 Jahren der älteste Lehrer.

Die katholischen Schulen – mit derzeit 300 000 Schülern sind sie der größte „Anbieter“ unter den Privatschulen – kennen die Schizophrenie zwischen Selbstverständnis der Schule und Wünschen der Eltern. „Natürlich werden einige Kinder auf einer katholischen Schule angemeldet, weil die ehrgeizigen Eltern nicht wollen, dass ihre Kinder mit zu vielen türkischen Kinder in einer Klasse sind“, sagt Carl Josef Reitz, Bildungsreferent bei der Deutschen Bischofskonferenz. „Natürlich gefällt uns dies nicht.“ Aber wie die richtigen Schüler finden? Dabei haben die katholischen Schulen die Wahl: Jeden dritten Bewerber müssen sie abweisen. Nicht einmal die Einführung des – mit 50 Mark noch bescheidenen – Schulgeldes vor zwei Jahren hat etwas am Boom der Konfessionsschulen geändert.

Bildungsanstalten für die Töchter und Söhne aus betuchtem Haus wollen die Schulen aber nicht sein. Gesucht ist ein eigenes Profil, eine eigene Pädagogik, die auch mit Seelsorge zu tun hat: „compassion“, Mitmenschlichkeit. Mit vierwöchigen Praktika in Altenheimen, Sterbehospizen, Obdach- und Flüchtlingsheimen soll die Sensibilität für das Leid und die Hilfsbedürftigkeit Anderer geweckt und soziales Engagement gefördert werden. Eine Schlüsselqualifikation. Vor zu großen Erwartungen sei ohnehin gewarnt: Bequem durchs Abitur tragen, kann und will keine Privatschule. „Aber wir können Schülern helfen, ihre Fähigkeiten zu entdecken“, sagt Andreas Büchler.